

Erinnerungen an Christiane Busch-Lüty (1931-2010)

Andreas Busch

September 2013

Das akademische Leben und insbesondere der akademische Nachwuchs und seine Förderung lagen Christiane Busch-Lüty sehr am Herzen. Sie selbst hätte ohne Förderung von außen nicht studieren können. Deshalb hatten ihre Kinder die Idee, anlässlich ihres Todes Spenden für einen nach ihr benannten Förderpreis zu sammeln. Das Echo auf den Aufruf war überwältigend. Es kamen fast 5000 Euro zusammen, gestiftet von etwa 50 Spendern, darunter ehemalige Studienkollegen, Nachbarn, Freunde, Familie, Kolleginnen und Kollegen aus der Wissenschaft, Mitsreiter aus der Politik, Stiftungen – eine lange Liste. Sie alle wollten mit ihrem Geld dazu beitragen, dass wissenschaftliche Forschung im Bereich der ökologischen Ökonomie und der Nachhaltigkeit gefördert werden kann und dabei auch an das Werk von Christiane Busch-Lüty erinnert wird.

Hier möchte ich nun kurz etwas über den persönlichen und wissenschaftlichen Werdegang von Christiane Busch-Lüty erzählen. Indem ich das tue, hoffe ich, sie etwas vorstellbarer zu machen für diejenigen unter Ihnen, die sie nicht (mehr) oder nur sehr flüchtig kennen gelernt haben; und denjenigen von Ihnen, die ja zum Teil über viele Jahre mit ihr zusammengearbeitet haben, hoffe ich, noch ein paar neue Facetten an ihr aufzeigen zu können.

1 Biografisches

Hätte meine Mutter, wie sie es wollte, nach dem Abitur studieren können, dann säßen wir heute nicht hier zusammen. Denn damals, gleich nach der Schule, galt ihr Interesse der Biologie und der Chemie – beides hatte sie schon in den letzten Schuljahren fasziniert. Aber aus dem geplanten Studium wurde nichts. Denn die Familie hatte kein Geld für das Studium – der Vater meiner Mutter ging kurz nach ihrem Abitur in Rente, und zwei ältere Geschwister studierten bereits. Für ein Studium für meine Mutter und ihren ein Jahr älteren Bruder fehlten die finanziellen Mittel. Aufgrund ihrer exzellenten schulischen Leistungen war sie jedoch von ihrer Schule bei der Studienstiftung für ein Stipendium vorgeschlagen worden. Das Studium schien also doch in greifbare Nähe gerückt. Aber dann kam ihr, wie meine Mutter sich einmal ausgedrückt hat, Adenauer dazwischen – der hatte nämlich von seiner Moskaureise die letzten deutschen Kriegsgefangenen mit nach Hause gebracht. Und die Studienstiftung beschloss kurzerhand, den akademisch qualifizierten von ihnen Vorrang einzuräumen vor den jüngsten neuen Stipendiaten. Das war es dann mit den Studiaausichten für meine Mutter.

Sie nahm stattdessen ein Volontariat beim Girardet-Verlag in ihrer Heimatstadt Essen auf und ließ sich zur Bildredakteurin ausbilden. Die damaligen Debatten um die Wiederbewaffnung haben sie politisiert, und da die Drucker (mit denen sie zusammenarbeitete) ja seit jeher die Avantgarde der Arbeiterklasse waren, ist sie damals auf so manche Demonstration marschiert. Sie hat diese Zeit und die Zunichtemachung ihrer Studienträume später

als eine sehr harte Phase in ihrem Leben beschrieben. Aber schon damals neigte sie zum Optimismus und setzte sich als neues Berufsziel das der Journalistin.

Bei einem Konzertbesuch kam ihr dann aber der Zufall zu Hilfe, und zwar in Gestalt ihrer früheren Schulleiterin. Die schlug sie nämlich kurzerhand noch einmal für die Studienstiftung vor, und diesmal klappte es ohne Probleme. Nur die Studienrichtung, die hatte sich geändert: drei Jahre Erfahrungen in der Arbeitswelt des heimischen Ruhrgebiets sowie der mit dieser Arbeitswelt verbundenen politischen und sozialen Auseinandersetzungen führten nun zur Entscheidung für ein Studium der Volkswirtschaftslehre. Studienort war München – “der Berge und des Skifahrens wegen”. Dort verbrachte sie die ersten vier Semester ihres Studiums, in einer unbeheizten Schwabinger Speisekammer wohnend – aber mit dem aufheizbaren Ziegelstein, den ihr ihr erfinderischer Vater als Geschenk mit ins Studium gegeben hatte. Ihre Studienzeit dort hat sie geschildert als eine, in der sie von dem Religionsphilosophen Romano Guardini bis zu dem Historiker Franz Schnabel viele interessante Vorlesungen außerhalb ihres Fachgebiets hörte, von der Nationalökonomie aber nicht allzu begeistert war. Das änderte sich erst, als sich ihr die Möglichkeit eines einjährigen Auslandsaufenthalts in Großbritannien bot, die sie sofort annahm. Das Jahr an der Universität in Nottingham war für sie prägend – die neue Perspektive auf das Fach (in Zweier-Tutorials mit dem Dekan lernte sie die Werke von Keynes kennen), praktische Erfahrungen in Betrieben, und Kontakte mit dem britischen Gewerkschaftssystem. Vor allem aber beeindruckte sie die Unbefangenheit, mit der ihre britischen Kommilitonen und Gastgeber mit der Hand voll deutscher Austauschstudenten so wenige Jahre nach dem Krieg umgingen.

Zurück in Deutschland setzte sie das Studium in Bonn fort, wo sie sich im Vorstand einer europäischen Studentenorganisationen engagierte, bis die Studienstiftung sanft zu einem Ortswechsel und zum Examen drängte. Freiburg als Zentrum des Ordoliberalismus bildete dann den Kontrast zu ihren britischen Erfahrungen, und wurde nach dem Examen Arbeitsort als wissenschaftliche Assistentin - eine Zeit, die sie mit der Dissertation über “Möglichkeiten und Grenzen einer gesamtwirtschaftlich koordinierten Lohnpolitik” abschloss; Freiburg wurde auch der Geburtsort ihrer drei Kinder.

Nach einem Intermezzo in Frankfurt, wo sie als wissenschaftliche Redakteurin bei der späteren *Wirtschaftswoche* arbeitete (die damals noch *Der Volkswirt* hieß), zog die Familie in die Nähe von München, wo sie dann ab 1973 Professorin an der neu gegründeten Universität der Bundeswehr war.

Ihre Aufgabe dort im „Erziehungs- und gesellschaftswissenschaftlichen Anleitstudium“ (das für alle jungen Offiziersanwärter verpflichtend war) hat sie stets als sehr wichtig angesehen. Sie war überzeugt von der Aufgabe, den Führungsnachwuchs der Bundeswehr zu kritischem Denken zu erziehen, und sie engagierte sich über das übliche Maß hinaus. Sie kooperierte mit ihren Kollegen aus der Geschichts- und Politikwissenschaft, und führte ab Ende der 1970er Jahre Studienreisen mit ihren Studenten nach Israel durch.

Junge deutsche Offiziere nach Israel zu bringen war damals – vor fast 35 Jahren – eine Aufgabe, die großes diplomatisches Fingerspitzengefühl erforderte. Und natürlich auch jede Menge Organisationsarbeit! Indem sie ihren Studenten Vorträge von und Diskussionen mit Journalisten, Siedlungsaktivisten, Offizieren der israelischen Armee und Politikern verschiedener Parteien ermöglichte, trug sie zum Verständnis der komplexen israelischen politischen Wirklichkeit bei; Exkursionen in das Jerusalemer Orthodoxenviertel Mea Shearim, die Hightechwelt des Weizmann-Instituts in der Negev-Wüste und die physische Erfahrung der das israelische Flachland bedrohenden Golanhöhen rundeten das Bild ab. Sicher hat sie damit einen kleinen, aber wichtigen Beitrag zu den so heiklen Beziehungen zwischen den

beiden Ländern geleistet.

2 Intellektuelles

1977 war sie das erste Mal nach Israel gereist, mit einer Gruppe der Bundeszentrale für politische Bildung. Ab 1979 wurde die Beschäftigung mit Israel auch Thema ihrer wissenschaftlichen Arbeit, und blieb das für zehn Jahre. Der Wandel des Siedlungslandes zur Industrienation faszinierte sie, und insbesondere fokussierte sie ihr Interesse auf den Kibbuz. Diese praktische, an der Realität nicht gescheiterte sozialistische Utopie war Gegenstand einer Reihe von Aufsätzen und schließlich eines Buches, in dem sie „Leben und Arbeiten im Kibbuz“ beschrieb und analysierte. Sie bereiste das Land, besuchte Kibbuzim, und knüpfte Kontakte und Freundschaften mit Theoretikern und Praktikern dieser speziellen Form des israelischen Lebens.

Die Beschäftigung mit der Umweltproblematik als weiterem wissenschaftlichem Thema begann für Christiane Busch-Lüty in den frühen 1980er Jahren, und sie fesselte sie im Lauf der nächsten Jahre immer mehr. Die damalige Systemkonkurrenz und das Aufkommen der Umweltbewegung in Westdeutschland warfen für sie die Frage auf, wie eigentlich der real existierende Sozialismus mit den Umweltproblemen umging. Sie begann, darüber zu publizieren und knüpfte so auch Kontakte zum Wissenschaftszentrum in Berlin, wo Udo Simonis als einer der ersten Ökonomen zu Umweltthemen arbeitete. So kam sie in Kontakt mit der heterodoxen Ökonomie, und rezipierte schon früh den Begriff der Nachhaltigkeit. Die Beschäftigung damit sollte zum Leitthema der letzten beiden Jahrzehnte ihres Lebens werden.

Schon 1990 organisierte sie eine Tagung über „Die Zukunft der Ökonomie: nachhaltiges Wirtschaften“ in der Evangelischen Akademie in Tutzing. Der Kontakt mit dem Physiker Hans-Peter Dürr und dem GCN (Global Challenges Network) war dafür ein wichtiger Anstoß gewesen. Die Beschäftigung mit Nachhaltigkeit als „Leitbild des Wirtschaftens“ (wie es ein Sonderheft der Zeitschrift Politische Ökologie 1992 ausdrückte) trat in den Vordergrund, und er befeuerte ihre missionarische Ader. Dass der Begriff nach der Konferenz von Rio 1992 in aller Munde war, tat ein übriges. Nachdem der Versuch fehlgeschlagen war, mit dem Verein für Sozialpolitik die existierende Berufsvertretung der deutschsprachigen Ökonomen von der Wichtigkeit ihres Ansatzes zu überzeugen, wurde die Zusammenarbeit mit einem wachsenden Kreis ähnlich denkender Kolleginnen und Kollegen (die schließlich in die Gründung der Vereinigung für Ökologische Ökonomie mündete) zu ihrem „retirement project“.

Hier kann ich mich nun kurz fassen – denn mit dem Wirken von Christiane Busch-Lüty im Rahmen der Veinigung ist man in der VÖÖ ganz gut vertraut. Sie verknüpfte ihre Arbeit über Nachhaltigkeit mit der besonderen Perspektive von Frauen (vor allem über das „Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften“), und als weitere Stichworte wären vielleicht noch „Lebenswissenschaft“ zu nennen sowie die Stärkung der subjektiven Perspektive – verbunden mit zunehmender Skepsis gegenüber dem Funktionieren des Wissenschaftssystems.

3 Leitmotive

Lassen Sie mich meine kurze Beschreibung des persönlichen und wissenschaftlichen Werdegangs und Wirkens von Christiane Busch-Lüty mit dem Versuch beenden, einige Bögen zwischen den zum Teil sehr unterschiedlich erscheinenden Themen und Erfahrungen zu schlagen. Vielleicht kann man damit einige Konstanten in ihrer Arbeit benennen.

Das erste Leitmotiv scheint mir das des *Nachdenkens über die Grenzen und Herausforderungen des Lebens in den modernen westlichen Industriegesellschaften* zu sein. Christiane Busch-Lütj war selbst ein Kind des großen wirtschaftlichen Aufschwungs der frühen Bundesrepublik und hat von ihm profitiert. Ihre Dissertation beschäftigte sich noch mit der Frage gesamtgesellschaftlicher Steuerung am Beispiel von Lohnpolitik – und sie war durchaus optimistisch über die Möglichkeiten der Umsetzung. Aber die Wachstums- und Ressourcenschocks der 1970er Jahre ließen sie dann über Grenzen und Alternativen nachdenken, und sie war fasziniert vom Kontrast zwischen der Dynamik des Mikrosozialismus im Kibbuz und dem Scheitern des Makrosozialismus, wie man ihn anhand der wirtschaftlichen Leistungsunfähigkeit und der Umweltzerstörung im real existierenden Staatssozialismus beobachten konnte. Dem allmächtigen Staat stand sie ebenso skeptisch gegenüber wie dem zur Religion erhobenen Glauben an das segensreiche Wirken des Marktsystems.

Ein zweites Dauerthema ist für sie die Faszination mit der Rolle, die *Arbeit* für das Leben spielt. Die Frage nach dem “gerechten Lohn” hat sie in der Nationalökonomie früh interessiert, und sie zieht sich bis in ihre Arbeiten über Lohnpolitik. Dass Arbeit aber auf ein „menschengerechtes Maß“ gebracht werden muss – das war die Einsicht, derentwegen sie früh schon die Arbeiten von E.F. Schumacher mit seinem Argument des “Small is beautiful” interessant fand. Dabei spielte nicht zuletzt ihre Erfahrung mit der Schwierigkeit der Vereinbarkeit von Arbeit und Familie eine wichtige Rolle – und die war im ländlichen Oberbayern der beginnenden 1970er Jahre eine deutlich andere als die Realität unserer heutigen Bundesrepublik!

Letztes und vielleicht dominantes Leitthema scheint mir aber Christiane Busch-Lütjys Streben und Suche nach “Ganzheitlichkeit” zu sein. Diese zieht sich von der analytischen Suche nach dem “gesamtwirtschaftlichen” in der Lohnpolitik über die Beschäftigung mit dem Kibbuz (als untrennbarer Kombination von Arbeit und Leben) bis hin zu ihrem letzten Großthema, der Nachhaltigkeit. Der Versuch, eine Vielfalt von Perspektiven zusammen zu denken und eine Vielfalt von Erfahrungen nicht als Belastung, sondern vor allem als Bereicherung auch für die Wissenschaft zu betrachten, das ist vielleicht das Typische an der wissenschaftlichen Herangehensweise von Christiane Busch-Lütj.

Ich hoffe, Ihnen mit meinen Ausführungen etwas Einblick in die Persönlichkeit von Christiane Busch-Lütj gegeben zu haben – und ich freue mich, dass dieser Preis die Erinnerung an sie und ihr Werk aufrechterhält.

Dies ist die leicht überarbeitete Fassung der Rede, die ihr Sohn Andreas Busch am 13. September 2013 aus Anlass der ersten Verleihung des “Christiane Busch-Lütj Förderpreises für Ökologische Ökonomie” bei der Jahrestagung der Vereinigung für Ökologische Ökonomie in Oldenburg gehalten hat.